



No. 9.

Freibeilage zum Wiesbadener Tagblatt.

1904.

Bilder aus Eppsteins Geschichte.)

Von Albert Geyer.

I.

Die Ruine Eppstein.

Trautes Eppstein! Wie du herrlich prangst an deinem
Flüßchen und in seinen Wellen dich beschaust, als freustest du
dich des rüstigen Alters! Wohl dir, daß du eigene Kraft
genug hast, die vielfachen Wunden zu vernarben, die harte
Zeiten dir schlugen! Wohl hattest du Gott und dem Reiche
ein starkes Haus gebaut, aber selbst Berge sind gestürzt und
in Trümmer aufgelöst, wenn das innere erschöpfende Leben
abgestorben war, und du hast wohlgetan, anstatt in Untätig-
keit zu trauern auf den Ruinen einer blühenden Vergangen-
heit, rasch und rüstig dein neues Werk des Gedeihens auf
die kluge, zeitige Benutzung der neuen Verhältnisse zu
gründen, welche die Gegenwart dir bietet.

Schau über dich! Wie stolz blüht sie aus, die ehrwürdige
Burg, an deren Berg du dich schmiegst. Freilich:

„... Die Wälle sind zerfallen
Und verödet steht das Schloß:
Stück für Stück der stolzen Mauer
Donnernd in die Tiefe schloß.
In dem Steingeröll der Gänge
Singen Ul' und Molsch ihr Lied,
Wenn der Nachwind melancholisch
Durch zerriffne Mauern zieht.

Wo beim schwellenden Gelage
Laut der goldne Becher klang,
Singt der Rauz in dunkler Höhle
Schaurig seinen Grabgesang;
Wo dem frommen Minnesänger
Lautschte manch entzücktes Ohr,
Schreibt jetzt ein bewegter Dichter
Liegien an das Tor.“

Aber lieblich rankt sich um das alternde Gemäuer das
zarte Geißt der Sage, und manch anziehende Geschichte
schmückt das Geschlecht der Herren von Eppstein mit dem
Vorbeer der Unsterblichkeit.

„Nüßig fügten Riesenhände
Fels auf Felsen, Stein auf Stein.
Von gewalt'gen Hammerschlägen
Scholl der gottgeweihte Gaim.
Bald vollendet stand die Feste,
Jedem Feind zu erstem Trug,
Vielend den verfolgten Bürgern
Dinter ihren Wällen Schug.“

Von weitem sich kaum wie ein Bauwerk, sondern wie
eine wunderliche Felsbildung sich ausnehmend, erstaunt man

* Quellen:

- Annalen des Vereins für Nass. Altertumskunde u. Geschichts-
forschung. Bd. 15.
Drumm, Eppstein u. i. Umgebung. 1896.
Fenninger, Das Herzogtum Nassau in malerischen Original-
ansichten. 1858.
Rheinischer Antiquarius. II. 15. Bd.
Roth, Nassaus Kunden u. Sagen. 2. Aufl. 1881.
Mener, Beiträge. 1852.
Bogel, Beschreibung des Herzogtums Nassau. 1848.
Urkunden.

an ihrem Eingange über die gewaltige Steinmaße, die sich
von dem hinter ihr liegenden Walde abhebt.

Auf zwei Wegen gelangen wir auf den Burgberg. Beide
führen von der Hauptstraße ab: der eine (im Osten) an der
Sächsischen Fabrik, der andere (im Westen) durch die Schloß-
gasse. Obgleich der Aufstieg von Osten her leichter ist, ziehen
wir doch den von Westen vor.

Nachdem wir das erste Tor hinter uns haben, erblicken
wir ein Haus, das dem zeitigen Burgwächter, Herrn Lud-
wig Mauer, als Wohnung dient. Unter Führung dieses
freundlichen Herrn steigen wir die vor dem Hause befind-
liche Treppe hinauf und treten in den nach der Hauptstraße
des Fleckens zu gelegenen Garten. Zur Linken ragen hohe,
altersgraue Mauern auf, an denen der immergrüne Efeu
lustig wuchert und mit seinen ungewöhnlich starken Stämmen
ein Alter verrät, das nicht weit hinter dem des zerbröckeln-
den Gesteins zurückbleibt. Durch eine zweite Tür gelangen
wir zum Burgeingang von Osten her. Links von diesem
Eingang führt eine Tür in einen offenen Garten mit Draht-
ganz. Hier steht ein Turm, in dem einige Altertümer (ge-
brannte Ziegelsteine mit allerhand Verzierungen, alte
Schlüssel, Krüge, Wasserrohre, Steine mit dem Rad [dem
Mainzer Wappen], Hufeisen, Banzen, Leuchter, sowie ein
verrochener Windhund, der im Turm aufgefunden wurde)
sich vorfinden; auch ein Fremdenbuch liegt aufgeschlagen, in
das jeder Schloßbesucher seinen Namen eintragen kann.
Unter dem Turme bemerken wir das jetzt verschüttete Burg-
verlies, jener mittelalterliche Ort der Särden und der
Duaalen.

Aus dem Garten heraustretend, erblicken wir zur
Rechten die Umfassungsmauern der früheren Stallungen
und Scheunen. Das Haupttor führt uns in den Burghof.
Hier war es, wo „im rauschenden Turniere Kampfesmut die
Banze brach“. Heute ist es anders. Fehre, feierliche Stille
umgibt uns beim Betreten desselben.

Statt des Ritters Eisenritter
Kauschet sanft des Peters Fuß,
Statt des granen Fluchworts Drohen
Tönt ein christlich frommer Gruß.“

Rechts an die Wohnung des katholischen Küsters schließt
sich nämlich das Gotteshaus für die katholischen Bewohner
Eppsteins an, welches früher als Nikitkammer diente. Man
vertritt das Heiligthum vom Schloßhofe aus. In demselben
fällt uns besonders an der Wand ein großes, von Josephus
Therbu 1750 gemaltes Bild auf, das die heilige Elisabeth
darstellt und früher in der Kapelle zu Gimbach sich befand.
Die 21 Betstühle stammen sämtlich aus der Schloßkapelle zu
Königsstein. Am marmornen Taufstein lesen wir die Worte:
„Errichtet von milden Gaben durch S. J. Wolf, Maler in
Frankfurt, 1852.“ Das Holz zum Turm des Gotteshauses
stiftete die Gemeinde Bremthal, und Johannes Sauer
zimmerte es.

Die Kapelle verlassend, lenken wir unsere Schritte über den sehr unebenen Burghof geradeaus nach dem zerstörten Palas. Dort sind nach Süden zu noch vier Fensterlöcher in zwei übereinanderliegenden Reihen zu sehen; nach Osten zu befindet sich ein großes Fenster, und im Westen stehen zwei schmal aufstrebende Mauerreste. Links davon führt eine Tür in den Schloßgarten, eine andere auf eine zementierte Fläche mit zwei Wandnischen. Darunter liegt ein kleines Gewölbe, das frühere Wachtlokal für die Lornwache. Wieder nach dem Schloßhofe zurückgekehrt, wenden wir uns dem Turme zu und betreten durch eine Tür zunächst einen Gang, der sich etwa um die Hälfte des Turmes zieht. Aus dem Gange heraustrittend, gelangen wir durch eine eichene Tür mit Rundbogen, über der das Eppsteiner Wappen (drei rote Sparren auf silbernem Grunde) hängt, in den Turm. Eine von den jetzigen Besitzern, den Fürsten von Stolberg-Wernigerode, neu errichtete eiserne Wendeltreppe mit 135 Stufen erleichtert uns den Aufstieg.

Endlich stehen wir auf schwindelnder Höhe und halten Umschau. Zu unseren Füßen liegt das alte Eppstein mit seinen roten Ziegeldächern, in den Straßen geschäftige Menschen, drüben am Waldeßsaum das flüchtige Dampfroß der Hessischen Ludwigsbahn. Mit romantischer Wildheit weht in Eppsteins Umgebung jene sanften Reize, welche das Gemüt, wie Vogel sagt, unwillkürlich ergreifen und fesseln, und es kann daher nicht befremden, daß alljährlich zahllose Scharen von Wandernern und Sommerfrischlern hierherströmen, um Erholung von dem Getümmel der Großstadt in jenen einfachen, aber erhebenden Genüssen zu suchen, die nur allein die Natur zu bieten vermag. An der Seite grüner Wiesengründe und Ackerfelder erheben sich, bald sanfter, bald steiler, die Wände pittoresker Berge, und aus üppig belaubten Wäldern ragen malerisch graue Felsmassen in den seltsamsten Gestaltungen empor, die dasiehn wie verzauberte Wächter und Mahner, daß keine frevelerische Hand das Heiligthum der Natur entweihe. In wunderbarer Mischung vereinigt sich hier das Zarle mit dem Kühnen, das Sanfte mit dem Wilden im Bunde. Fürwahr, eine echte Schweizernatur! Vier liebliche Täler, das von Vorkbach, Bremthal, Vodenhausen und Fischbach, vom Rossert und Stausen bewacht, treffen hier zusammen. Das reizendste von allen ist wohl das Vorkbacher Thal. Es wird von einem hellen, munteren Bächlein, der forellen- und krebsreichen Aritzel, durchschlängelt, die bei Eppstein Gainbach und Schwarzbach, an einigen Stellen aber, wo sie abends noch im Golde der Sonne erglänzt, wenn andere Strecken längst im Schatten ruhen, Goldbach heißt.

Wir wenden unseren Blick hinüber nach dem steilen Jähenberg. Da liegt vor uns die Villa „Anna“ des Herrn Barons A. von Neufville. Der links davon sich erhebende Turm (1894 erbaut) ist Privateigentum desselben Herrn und enthält im Innern einen Saal mit historisch wertvollen Gegenständen aus der alten und mittelalterlichen Zeit. Senst gewahrt unser Auge überall reizende Privathäuser. Sie alle sind zur Aufnahme für Kurgäste eingerichtet. Nach Norden zu schauen wir in einen jähen Abgrund. Ein tief in den Felsen gehauener Graben trennt die Burg von dem Berggründe, auf dem das Schloß, überall von höheren Bergen überragt, erbaut ist.

In älteren Zeiten durch den mittels hoher Dämme zu einem See (1580 trocken gelegt) angeschwemmten Goldbach geschützt, hatten Natur und Kunst dieser Burg nicht nur eine für die damalige Kriegsführung unangreifbare Lage gegeben, sondern sie war auch ihrer Bauart nach wohl die stattlichste der ganzen Gegend.

II.

Entstehung und die geistlichen Herren.

Nach einer alten Volkssage machte vor vielen hundert Jahren ein furchtbarer Riese, der den schönen Jungfrauen nachstellte und sich besonders auch der Erbauung der Burg widersetzte, die Bergschluchten jener Gegend unsicher. Eppo, ein Edler, der hier seinen Stammsitz gründen wollte und jeden Morgen das kaum aufgeführte Mauerwerk wieder zerstört fand, fing das Ungeheuer endlich in einem eisernen Rege und sperrte es in einen starken Turm ein, den er über ihm erbauen ließ. Der Riese aber zerprengte die dicken Mauern,

hob in seiner Wut das Dach ab, sprang in die Tiefe hinab und brach den Hals.

Offenbar leitet sich der Name Eppstein (Eppenstein, Eppenstein) von Eppo oder Ebo, d. i. Eberhard, ab und bezeichnet wohl damit seinen ersten Erbauer. Wer dieser Eberhard gewesen ist und wann er gelebt hat, wissen wir nicht. Vielleicht war er der 921 und 927 vorkommende und 963 als verstorben angeführte Graf Eberhard, der einem Teil des Nidda- und Königsondergaues vorstand. Wir können das um so mehr annehmen, als die spätere Herrschaft Eppstein Teile dieser beiden Gaue umfaßte.

Die Grafen des Königsondergaues führten von 750 bis 960 den Namen Hatto. Auf sie folgten die Ahnen des Hauses Nassau: Drutwin I. und Drutwin II. Zu Anfang des 11. Jahrhunderts erscheint ein Graf Siegfried. Man hat vielfach angenommen, dieser sei der Vater des Mainzer Erzbischofs Siegfried I. (1050 bis 1084) gewesen, doch ist das ein Irrtum; denn einmal sind die Eppsteiner niemals Grafen, sondern nur Herren gewesen, und zum anderen kommt unter den Eppsteinern der Name Siegfried erst im 13. Jahrhundert vor.

Als den eigentlichen Stammvater der Herren von Eppstein müssen wir Gottfried I. ansehen. Im Jahre 1192 kaufte er von seinem Verwandten Heinrich von Hanau dessen Anteil an der Burg Eppstein zurück, um die Besitzungen seiner Voreltern wieder zusammen zu bringen. — Nach Gottfried blühte kräftig und machtvoll mehrere Jahrhunderte hindurch das edle Geschlecht der Eppsteiner und zeichnete sich durch ritterliche Taten und hohe Geistesbildung so aus, daß es nicht nur wiederholt in die Geschichte und Geschicke des Deutschen Reiches entscheidend eingriff und unter den Fürsten eine glänzende Stellung einnahm, sondern auch dem Erzbistum Mainz vier (nicht, wie man gewöhnlich behauptet, fünf) Erzbischöfe und Jerusalem einen Patriarchen gab. Diese Erzbischöfe sind dem Aufblühen des Hauses Eppstein nicht wenig förderlich gewesen. Wir wollen dem geneigten Leser nur das historisch Wichtigste aus ihrem Leben bieten.

Als erster wird uns Siegfried II. (1200—1280) genannt. Er war ein Sohn Gottfrieds und wurde im Jahre 1200 vom Papst Innocenz III. zum Erzbischof von Mainz ernannt, obgleich König Philipp die Wahl Rupolds von Schönfeld begünstigte. Nachdem im Jahre 1205 der Rätiner Erzbischof Adolf den exkommunizierten Philipp (1197 bis 1208) in Aachen zum Könige gekrönt hatte, tat er im Auftrage des Papstes ersteren in den Bann, bedrohte ihn auch mit der Entsetzung, wenn er nicht innerhalb vier Wochen die Leidsprechung erwirkt habe. Das verursachte große Unruhe in den rheinischen Landen, und Siegfried zog es vor, nach Rom zu eilen und sich unter den Schutz des Papstes zu stellen. Er blieb zwei Jahre in der heiligen Stadt und gelangte nach der Ermordung Philipps durch Otto von Wittelsbach (als Kaiser Otto alle Anhänger des getöteten Königs, darunter auch den eben erwähnten Rupold von Schönfeld, verjagt hatte) in den ruhigen Besitz des Erzbistums Mainz.

Man empfing ihn in Mainz mit vielen Ehren. Seine Herrschaft sollte zunächst von kurzer Dauer sein; denn schon im Jahre 1211 vertrieb ihn Kaiser Otto IV. wieder. Veranlassung hierzu war die von Innocenz über den Kaiser verhängte Exkommunikation. Siegfried hatte in seiner Eigenschaft als päpstlicher Legat eine Unterredung hierüber zu Koblenz mit dem Erzbischof von Trier, dem Bischof von Speier und einigen weltlichen Fürsten gehabt. Eine hierauf in Bamberg veranstaltete Zusammenkunft mit dem König Ottokar von Böhmen, dem Landgrafen von Thüringen und einigen anderen Großen des Reiches zwecks Besprechung über die Absetzung Ottos und die Wahl Friedrichs von Sizilien war insofern erfolglos, als sich die Fürsten nicht einigen konnten. Man ging unverrichteter Sache nach Hause, Siegfried aber exkommunizierte den Kaiser und bedeutete den Bischöfen schriftlich, ein gleiches zu tun. Das veranlaßte den Bruder des Kaisers, den Pfalzgrafen Heinrich, in Verbindung mit dem Herzog von Brabant und mehreren Edlen Vorbringens, im Herbst des Jahres 1211 das Erzbistum mit Raub und Brand zu verheeren; nur die Burgen und Festen verschonte er. Solches hinderte jedoch nicht, daß Friedrich, der im Reiche umherzog, überall als Kaiser anerkannt wurde und im Jahre 1212 auf dem Andraßberge in Mainz den

Berühmten Reichstag hielt, auf welchem ihm Siegfried und noch viele andere geistliche und weltliche Herren den Eid der Treue leisteten.

Drei Jahre später salbte Siegfried Friedrich II. (1215 bis 1250), den Hohenstaufen, im Beisein vieler Fürsten in Aachen zum deutschen Kaiser. Im Jahre 1220 wohnte der Erzbischof dem Reichstage zu Frankfurt bei, woselbst Friedrich die Rechte und Privilegien der geistlichen Fürsten neu bestätigte und dem Rechte auf Güter von ohne Testament verstorbenen Geistlichen entsagte, so daß diese nunmehr den Kirchen verblieben.

Siegfried sorgte in wahrhaft väterlicher Weise für die ihm unterstellten Klöster, auch ließ er sich die Verschönerung der Stadt Mainz sehr angelegen sein. Er richtete sein Augenmerk auf die Ausbesserung der Stadtmauern, auf Regelmäßigkeit und Ordnung bei Straßenanlagen und auf Keilichkeit in der Stadt selbst. Die Straßen wurden gepflastert, und die Häuser erhielten gläserne Fensterscheiben.

Im Jahre 1227 unternahm der große Eppsteiner seinen schon längst gelobten Kreuzzug in das gelobte Land. Dort wurde er von den orientalischen Christen zum Patriarchen von Jerusalem ernannt. Kurz vor seinem Ende verließ Siegfried dem Domkapitel die Hälfte seiner Allodien und des Behnten in Niedenberg. Er starb am 9. September 1230 zu Erfurt und liegt dort entweder in der Liebfrauenkirche oder in der Kirche des heiligen Severus begraben. Fast dreißig Jahre waltete er seines hohen Amtes in festener Treue. Bei Innocenz III. stand er in großem Ansehen; er erklärte ihn für die erste Person nach dem Papste.

Nach Siegfrieds II. Tode kam seines Bruders Sohn, der jugendliche Siegfried III. (1230—1249) auf den erzbischöflichen Stuhl von Mainz. Er zeichnete sich durch hohe Gaben des Geistes aus und machte auch sonst durch seine Taten dem Hause Eppstein alle Ehre. Ganz besonders stand er in dem Rufe großer Wohlthätigkeit. So errichtete er u. a. das Heiligengeist-Hospital für Notleidende zu Mainz und bedachte es mit vielen Privilegien. Dem Domkapitel verließ er die Pfarreien Bensheim und Handschuchsheim. Im Jahre 1232 hatte er mit dem Landgrafen Konrad von Thüringen eine gefährliche Fehde zu bestehen, in deren Verlauf das Erzstift arg verwüstet wurde. Nach dem Friedensschluß leistete Siegfried dem Kaiser Friedrich, der zu dieser Zeit noch mit den italienischen Städten im Kampfe lag, nicht geringe Hülfe dadurch, daß er sich mit vielen Mannen und Edlen im Jahre 1238 in die Lombardei begab und ihm siegreich kämpfen half, worauf er wieder in die Heimat zurückkehrte. Am 4. Juli 1239 wurde der vollendete Dom zu Mainz feierlich von ihm eingeweiht. Im Jahre 1246 leitete der Erzbischof zu Weiskirchen die Wahl Heinrich Raspes von Thüringen zum König, den man Kaiser Friedrich II. entgegensetzen wollte, und 1250 präsiidierte er der Königswahl des Grafen Wilhelm von Holland.

Während dieser Zeit brachen Streitigkeiten zwischen Siegfried und der nach Freiheit ringenden Stadt Mainz aus. 1244 wollte Siegfried die Bürger durch Wassergewalt in ihre Schranken zurückweisen und zum Gehorsam bringen. Das gelang ihm aber nicht. Am 13. November des folgenden Jahres bestürmten sie die erzbischöfliche Wohnung im Tiergarten und zwangen ihm einen Freiheitsbrief ab, dessen Einzelheiten hier anzuführen zu weit führen dürfte.

Bei den Päpsten stand Siegfried III. in hohem Ansehen. Allgemein betrauert, starb er in der Blüte seiner Jahre und liegt im Eisernen Chor des Domes zu Mainz begraben. „Er war ein Mann von großen Eigenschaften, voll hohen Sinnes und Gewandtheit in Geschäften, der seine Pflichten als Bischof erfüllte, das Reich mit Weisheit beherrschte, und wo es darauf ankam, mit Löwenmut verteidigte.“

Der bekannteste Eppsteiner auf dem Mainzer Stuhle ist **Werner** (1259—1284). Ihm war es als Erzbischof beschieden, in die damals haltlosen Zustände des Deutschen Reiches neugebildend einzugreifen; denn Verwirrung und Unordnung herrschte überall — es war ja die kaiserlose, die schreckliche Zeit. Doch bevor wir hiervon reden, sei es gestattet, das Leben Werners von seinem Amtsantritt als Erzbischof bis zur Kaiserwahl Rudolfs von Habsburg (1273) in kurzen Zügen hier vorzuführen.

An der Domkirche in Mainz seine Erziehung erhalten, erstieg er, ausgestattet mit hohen Gaben des Geistes und

Herzens, die höchste Sprosse der geistlichen Würdenleiter. 1260 begab er sich nach Rom, um die Bestätigung und das Pallium zu empfangen. Das Reisen in jener unruhigen Zeit war nicht gefahrlos. Darum bat er seinen Vetter Reinhard von Hanau, ihn zu begleiten. Bis nach Straßburg genigte ihm dessen Schutz, von da ab aber schien er ihm unzulänglich. Werner hielt Rat mit seinem Kaplan, dem die Beschaffenheit des Gebirgslandes nicht unbekannt sein konnte, und dieser riet ihm, den Schutz des Grafen Rudolf von Habsburg anzurufen, was der Erzbischof auch tat. Seine Bitte fand Erhörung, und Werner lernte in dem vertrauten Umgange den Grafen genau kennen. Seine Menschenkenntnis, sowie seine Weitsicht erkannten in Rudolf den rechten Mann, den Mann, der hinlänglich Fähigkeiten besitze, Deutschland aus dem Verderben zu retten. Werner, der, von Rudolf scheidend, so lange zu leben wünschte, bis er den von dem Grafen empfangenen Dienst einigermaßen vergolten haben würde, blieb dieses Wunsches eingedenk bis zu der Kaiserwahl im Jahre 1273. Im Jahre 1261 reiste Werner auf Bitten des Königs Ottokar nach Böhmen, segnete dessen Ehe mit Kunigunde, einer Nichte des Königs Bela von Ungarn, ein und krönte ihn am Weihnachtsfeste in der Hauptstadt Prag. Aus Dankbarkeit bestätigte der König dem Mainzer Erzstift das Krönungsrecht. Mit dem Reichsvikar Philipp von Hohenfels geriet der Erzbischof in heftige Händel; denn der von Hohenfels hatte im Mißbrauch seiner Macht die Güter der Geistlichen und Mönche mit ungewöhnlichen Lasten und Fronen beschwert. Werner belegte ihn mit dem Banne. Zwei Jahre später wurde in dem Kloster auf dem Jakobsberge zwischen dem Erzbischof und Philipp von Hohenfels Friede geschlossen. Nachdem Werner noch verschiedene Anordnungen zum Wohle der Mainzer Kirche getroffen hatte, war mittlerweile das Jahr 1273 herbeigekommen.

Um der Verwirrung und Unordnung im Reiche Einhalt zu tun, berief er die deutschen Fürsten zu einem Wahltage nach Frankfurt zusammen. Dort legte er den anwesenden Großen des Landes vor, daß in der gegenwärtigen kritischen Lage die Wahl eines tapferen, weisen Fürsten der eines reichen und mächtigen vorzuziehen sei, und bat, man möchte doch Rudolf von Habsburg wählen. Man wurde einig, und der edle Habsburger wurde am 30. September 1273 Kaiser.

Inzwischen hatten die Erfurter, von benachbarten Grafen hart bedrängt, den Erzbischof um Hülfe ersucht. Werner sandte der Stadt sofort 300 Reiter und begab sich 1275 selbst dahin, wo er vier Wochen in der Abtei St. Peter verweilte und zum Frieden mahnte. Als 1277 Kaiser Rudolf kriegsführend gegen Ottokar von Böhmen zog, begleitete ihn Werner. Mit den Mainzern war er gleich seinem Oheim Siegfried III. in Streitigkeiten geraten; er mußte nachgeben und den Freiheitskrieg seines Oheims bestätigen. 1275 brach der Streit noch heftiger los: die Bischofswohnung wurde erstürmt und Werners Amtsleute mußten fliehen. Endlich kam es zum gütlichen Vergleich.

Die Aufrechterhaltung des Landfriedens lag Werner sehr am Herzen. Keine Summe war ihm zu hoch, keine Arbeit zu beschwerlich. „Der Erzbischof Werner,“ sagt Schund, „einer der vortrefflichsten Regenten, die Mainz gehabt hat, hob nicht allein aus Liebe zum Frieden und gemeinen Besten seine Zolle auf, sondern war auch überaus bedacht, die Friedensstörer zu bändigen. Die Grafen Ludwig, Gerhard und Heinrich von Kienast nahm er nicht eher zu Gnaden auf, als mit dem Versprechen, seine Ruhestörer, besonders jene, die den Landfrieden durch Plünderung und Raub fleißig zu stören pflegten, in ihre Schlösser mehr anzunehmen.“ Im Jahre 1282 brach in Mainz eine Judenverfolgung aus, hervorgerufen durch die Beschuldigung, die Juden hätten die Hostien entweicht, Brunnen vergiftet und Christenkinder geschlachtet. Die Juden wurden daher aus der Stadt vertrieben, viele sogar erschlagen.

Erzbischof Werner, dieser für die Wohlfahrt des Reiches und seines Erzstiftes höchst beflissene Fürst, starb am 2. April 1284 zu Aschaffenburg. Er liegt in der Domkirche zu Mainz beerdigt.

Vier Jahre später bestieg **Gerhard** von Eppstein, der Sohn Gottfrieds III., den erzbischöflichen Stuhl, und behielt ihn inne bis zum Jahre 1305. Dieser Erzbischof besaß auch die Würde des Erzbischofs des Deutschen Reiches. Er war

ein sehr kluger, mutvoller Mann, aber listig und faßlich, vor keinem Mittel zurückschreckend, das ihn zu seinem Ziele führen sollte; dazu zeigte er sich treulos und wandelbar.

Rudolf von Habsburg hatte, um dem Reiche verderbliche Thronwirren zu ersparen und seinem Hause die glückliche erlungene Größe zu sichern, durchzusetzen gesucht, daß schon bei seinen Lebzeiten sein Sohn Albrecht zum Nachfolger gewählt werde. Ein Reichstag zu Frankfurt im Mai 1291 sollte den Wunsch zur Reife bringen. Da war es Gerhard von Mainz, der die Sache verhinderte, weil er sich von der Absicht leiten ließ, seinen Vetter Adolf von Nassau später als „Königsbewerber“ auszuspielen. Als dann am 15. Juli 1291 der Kaiser sein lalenreiches Leben beschloß und es im Reiche wieder „brunter und drüber“ ging, da freute sich der Herr Erzkanzler gar sehr, hoffte er doch, aus diesem Zustande Kapital zu schlagen. Geschickt wußte er die Wahl am 5. Mai 1292 von Albrecht ab und auf Adolf hinzulenken. Adolf war ja zwar ein tapferer Ritter und aus edlem Geschlechte, aber nur gering begütert und noch dazu ein Lehnsmann des Kurfürsten (Erzbischofs) von Trier und des Pfalzgrafen bei Rhein. Das war den Kurfürsten gerade recht, glaubten sie doch, Adolf dadurch in ihre Hand zu bekommen, und da Adolf mit Versprechungen, deren Erfüllung in Wahrheit das Reichsregiment in die Hände der geistlichen Herren geliefert hätte, nicht kargte, war der neue Kaiser bei ihnen ein gar lieber Mann. Adolf war aber keineswegs der, für den man ihn gehalten. Er fand es zuletzt unter seiner Würde, sich am Gängelbände führen zu lassen — er wollte als freier Mann der Krone Rührung verschaffen, zog sich aber dadurch den Unwillen der deutschen Fürsten zu. Ueberdies jätren sie ihm darüber, daß er sich eng an die Städte angeschlossen, durch deren Beistand er sich gegen die hohe Aristokratie zu verstärken suchte. Es bildete sich unter den Fürsten eine Verschwörung, deren Häupter der Erzbischof Gerhard und der Herzog von Österreich waren. Jener hatte seinen Messen ja bloß als ein Werkzeug zur Vergrößerung seiner eigenen Macht erhöht und erkannte bald mit großem Mißvergnügen dessen Streben nach Selbstständigkeit. Herzog Albrecht von Österreich aber hatte seinen Groll gegen den König nur unterdrückt, nie aufgegeben, und seine eigene Macht sowohl durch offene Gewalt, als durch Bündnisse eifrig gemehrt. Jetzt reichten sich Gerhard und Albrecht zu Adolfs Sturz die Hände und gewannen auch die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, sowie den König Wenzeslaus II. von Böhmen, Adolfs Schwager, für ihre Sache.

Am 23. Juni 1298 trat im Martinsdom zu Mainz auf Anrathen Gerhards eine Kurfürstenversammlung zusammen, angeblich um den Streit zwischen König und Herzog zu schlichten, in Wirklichkeit aber, um Adolf abzusetzen und Albrecht zum König zu ernennen. Gerhard führte in seiner Rede aus: „Adolf sei wohl vor sechs Jahren rechtmäßig gewählt worden, habe auch mit Klugheit und Umsicht regiert, aber gar bald die Rathschläge der „Weisen“ verachtet und sich zu den „Jungen“ gewandt, habe den Landfrieden gebrochen, verfolge die Kirche und wolle sie der weltlichen Macht unterordnen, auch habe er von Anfang an das Ansehen des Reiches nicht gewahrt. „An euch ist es nun“, wandte sich der Erzbischof an seine Helfer, „ein würdiges Oberhaupt und einen Helden zu führen, der auch Macht habe, das Reich mit Heereskraft aus des Nassauers Gewalt zu befreien!“ Man trat zur neuen Königswahl in eine Kapelle. Schon nach wenigen Augenblicken trat Gerhard wieder vor — denn eine lange Beratung war nicht nötig, da die Sache schon vorher verabredet war — und rief: „Ihr sollt Gott Gnade sagen; denn seit langer Zeit war das Reich nicht so wohl gestellt als mit dem, den ich jetzt als König zu erkennen gebe. Ich berufe und benenne zum römischen König den Herzog Albrecht von Österreich.“

Ziehen wir zu der Art und Weise dieser Wahl den Umstand in Betracht, daß Adolf von all den Anklagen und Beschuldigungen, die man gegen ihn erhob, nicht einmal in Kenntnis gesetzt worden war, und er sich somit nicht verteidigen konnte, so erscheint uns Gerhards Charakter in einem gar trüben Lichte.

Als Adolf von den Vorgängen Kunde erhielt, warf er den Kurfürsten ihr treulojes Verhalten vor und zog sodann

dem Feinde mutvoll entgegen. Was weiter geschah, bedarf hier keiner besonderen Erörterung — der Name **Wolke** im sagt uns genug, Adolf fand dort in ritterlichem Zweikampfe mit Albrecht seinen Tod. So lag er denn da, der tapfere Nassauer, von Hofsoldaten zertreten. Ja:

„Er ist's, der Kron und Leben, die Ehre nicht verlor,
Und alle, die ihn sehen, umgibt der Trauer Flor.
Ein König war's! — Der Ritter, der Knappe sieht's und
— weint;

Am Weinen und Bedauern schien jeder jetzt sein Freund.
Nur trodnen Auges siehet und finster Albrecht da,
Sein Raheengel schwebet wohl selber schon ihm nah;
Doch Gerhard, der, entkammet dem Eppsteiner Schloß,
Nun alles sieht vollführt, was listig er beschloß,
Als er den Blutsverwandten sah, bar der Herrlichkeit,
Womit er selbst ihn schmücht und segnend eingeweicht,
Ward tief er vom Gewissen gerührt und rief voll Schmerz:
„Hier ist in Staub gesunken das beste Heldenherz!“

Nun wurde Albrecht König. Er räumte zum Nachteil des Landes den drei großen geistlichen Kurfürsten, besonders aber Gerhard von Mainz, viele Vorrechte ein, so daß dieser beinahe ein völlig unabhängiger Fürst geworden wäre. Als er aber seinen Zweck erreicht hatte und Kaiser geworden war, wollte er den Kurfürsten die gegebenen Rechte wieder entreißen. Das war dem stolzen Gerhard denn doch zu stark. Sollte ihn dieser Albrecht auch täuschen wollen, wie es einst Adolf getan? „Ich will dir zeigen, wer der Stärkere ist,“ rief er auf einem Jagdsteige töntisch aus. „Aus diesem Jagdhorn will ich bald einen anderen Kaiser geblasen haben!“ Und nun intrigierte er gegen Albrecht, wie vordem gegen Adolf. Aber Albrecht wußte, wie diesem gefährlichen Feinde beizukommen war. Er verband sich mit den Städten am Rhein und forderte von Gerhard, daß er die Rheinzölle bei Müdesheim und Lahnstein aufgeben solle. Durch diese Zurückforderung brachte er alle rheinischen Städte, deren Handel durch jene Zölle arg gehemmt wurde, auf seine Seite, und um ihre Zuneigung zu erhalten und zu befestigen, stellte er sich an, als wollte er nicht aus Eigennutz, sondern lediglich zum Schutze der Städte, des niederen Adels und überhaupt aller, die von den Fürsten bedrückt würden, den Kampf gegen die letzteren erheben. Doch Gerhard und die übrigen Kurfürsten luden ihn vor das Gericht des Pfalzgrafen und wollten die Rechtmäßigkeit seiner Wahl nochmals untersuchen. Da griff der Kaiser rasch zum Schwert — der Kampf sollte entscheiden. Am 15. Oktober 1301 fiel er mit großer Heeresmacht ins mainzische und pfälzische Gebiet, nahm dem Erzbischof Gerhard Winkel, Eltville, Nürich, Weisenheim, Müdesheim und zerstörte ihm die Burg Frauenstein, belagerte Scharstein, verheerte den Rheingau, eroberte Lahnstein und zwang den „stolzen Eppsteiner“, daß er um Verzeihung bat.

Zu schwer lastete indes diese „Schmach“ auf Gerhard — sie brach sein stolzes Herz. Am 25. Februar 1305 starb er und liegt im Thumstift zu Mainz begraben.

Überblicken wir noch einmal die Geschichte der geistlichen Herren aus dem Hause Eppstein, so müssen wir mit Vogel sprechen: „Der Einfluß der Eppsteiner auf die deutschen Reichsangelegenheiten wurde durch den Besitz des erzbischöflichen Stuhles in Mainz, der fast ununterbrochen durch das ganze 13. Jahrhundert hindurch dauerte, so groß und bedeutend, daß man es damals bald vergessen hätte, wie sie nur dem Stande der Dynasten angehörten. Doch scheint es fast, als wenn der Erzbischof Gerhard durch seine Treulosigkeit den Glanz seines Hauses verwirkt habe; denn von da an hat dasselbe keinen nur irgend bedeutenden Mann mehr aufzuweisen. Wohl hätte das Geschlecht später bei dem ansehnlichen Zuwachs seiner Besitzungen das verlorene Ansehen wiedererwerben und abermals eine einflußreiche Stellung unter den deutschen Reichsständen einnehmen können, es fehlte ihm aber die geistige Größe, die den einzelnen Ort wie den einzelnen Menschen allein wahrhaft auszeichnen kann, und da der Stern eines kräftigen Geistes bei ihm untergegangen war, so wandelte nun auch die aufgehende Sonne des äußeren Glückes wirkungslos an ihm vorüber. Die einzelnen Geschlechter haben eben, wie ganze Völker, ihre Höhepunkte; nicht leicht kehren dieselben wieder, wenn sie einmal vorüber sind.“

(Fortsetzung folgt.)